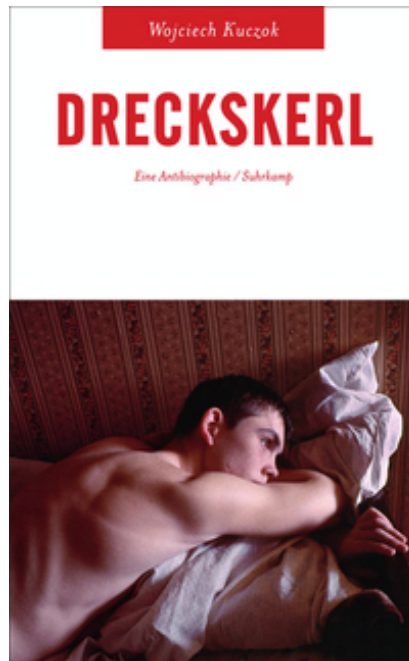


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Kuczok, Wojciech
Dreckskerl

Eine Antibigraphie
Aus dem Polnischen von Gabriele Leupold und Dorota Stroinska

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4314
978-3-518-46314-7

suhrkamp taschenbuch 4314

Das Haus der Familie K. hat die deutsche Besatzung überstanden und blieb von Bomben verschont, muß aber nach Kriegsende mit einem proletarischen Ehepaar geteilt werden. Der »alte K.«, ein gescheiterter Künstler, sieht sich in der Umgebung von Bergleuten, in Schmutz, Gestank und Verwehrlosung seiner Lebenschancen beraubt und tobt seine Frustration an seinem Sohn, dem »Dreckskerl«, aus – bis dieser zum Gegenschlag ausholt.

Dreckskerl erzählt von dramatischen Wendungen der deutschen und polnischen Geschichte im 20. Jahrhundert, deren Gewalt sich im Leben der Familie K. fortsetzt. Mit dieser »Antibiographie«, einer nachtschwarzen Variante des Bildungsromans, hat der junge Autor, ähnlich wie einst Thomas Bernhard, eine geheiligte Institution seiner Gesellschaft ins Mark getroffen. *Dreckskerl* gehört bereits heute zum Kanon der polnischen Gegenwartsliteratur.

Wojciech Kuczok, 1972 in Chorzów/Oberschlesien geboren, studierte in Katowice und arbeitete als Journalist, Filmkritiker und Drehbuchautor. Für seinen Roman *Dreckskerl* erhielt er 2004 den NIKE, den wichtigsten polnischen Literaturpreis. Im Suhrkamp Verlag erschienen, von der Kritik hoch gelobt, der Erzählband *Im Kreis der Gespenster* (2006) und der Roman *Lethargie* (2010) sowie *Höllisches Kino. Über Pasolini und andere* (es 2542). Kuczok lebt in Chorzów.

Wojciech Kuczok

DRECKSKERL

Eine Antibiographie

Aus dem Polnischen

von Gabriele Leupold und Dorota Stroińska

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel *Gnój* im Verlag W.A.B., Warschau.

© Wojciech Kuczok 2003

Umschlagfoto: © Lise Sarfati/Magnum Photos/Agentur Focus

suhrkamp taschenbuch 4314

Erste Auflage dieser Ausgabe 2012

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Lowlypaper. Marion Blomeyer

ISBN 978-3-518-46314-7

1 2 3 4 5 6 – 17 16 15 14 13 12

Dreckskerl

Alle auf den Seiten dieses Buches auftretenden Personen und Begebenheiten sind fiktiv, jede Ähnlichkeit mit tatsächlich existierenden Fakten oder Personen ist zufällig.

Damals

Dieses Haus hatte zwei Stockwerke. Der Vater des alten K. hatte es für seine Familie gebaut; er hatte gehofft, die Familie würde sich bald vergrößern: die Söhne würden heranwachsen, die Tochter käme unter die Haube, sie alle würden Wohnungen brauchen, die Kellerwohnung bliebe fürs Personal (Personal wollte die Mutter des alten K. »unbedingt, unbedingt« haben). Doch sie hatten den Krieg nicht kommen sehen; zwar sahen sie, wie alle, daß der Krieg dort irgendwo lungerte, hofften aber, wie alle, er würde vielleicht bei ihnen so schnell nicht ankommen: doch er beschloß gerade dann zu kommen, als sie es sich bequem gemacht hatten wie zum Mittagsschlaf. Der Krieg kam, zerwühlte das Bett, zerknautschte es, man mußte es neu bereiten. Nur konnte man sich nach dem Krieg Personal nicht mehr leisten, schlimmer noch, man konnte sich ein Haus in der bisherigen Größe nicht mehr leisten, also wurde das Parterre verkauft.

»Es ist ja bloß das Parterre, irgendwann kaufen wir es zurück«, sagten sie.

»Eines Tages werden wir die Tochter verheiraten, an den Mann bringen«, sagten sie, doch bald war klar, die Tochter würde so leicht nicht unterzubringen und für sie noch etwas aufzubringen sein, denn ihr war mehr nach dem Rosenkranz als nach Tanz, und genauso für die Söhne, die zum Heiraten nicht aufgelegt, überhaupt zu gar nichts aufgelegt, ausgelegt waren, Spätentwickler, wie es heißt.

Und so kam es, daß im Parterre Nachbarn einzogen, nicht sonderlich nachbarliche, ungesellige, was der Mutter des alten K. die Sache erleichterte, denn beim Verkauf des Parterre hatte sie beschlossen:

»Ich werde an diese Leute das Wort nicht richten, egal wer sie sind.«

Dafür, daß sie verkaufen mußte, dafür, daß das eigene, das Elternhaus, plötzlich ein geteiltes, ein zerrissenes Haus war. Und so tat sie über Jahre so, als hätte sich nichts geändert, als sei das Parterre nur vorübergehend ungenutzt; und über die Jahre lernten alle K.s, »die von unten« zu meiden und zu ignorieren. Der Vater des alten K. pflegte zu sagen:

»Gut wenigstens, daß es anständige Leute sind, es hätte uns schlimmer treffen können, wenigstens machen sie keinen Krach.«

Was solls, als »die von unten« nach ein paar Jahren aus-zogen, verkauften sie das Parterre (»so eine Frechheit, ohne unser Wissen, ohne uns zu fragen!«, empörte sich die Mutter des alten K.), und es kamen Neue »von unten«, nicht sehr vornehmer Herkunft. Man hätte sogar sagen können (wenn man es hätte sagen können, aber man konnte nicht), daß »die Neuen von unten« ganz und gar unvornehmer, gemeiner Herkunft waren, genauer gesagt waren »die Neuen von unten« (obwohl man das laut nicht präzisieren durfte, es unterlag stillschweigender Übereinkunft und finsterner Mißbilligung) direkt von der Friedhofstraße in dieses Haus gezogen. Die Friedhofstraße hatte während der deutschen Besatzung »Steinstraße« geheißen, aus jenen Zeiten war ihr die scheußlich klingende Verkleinerung »Sztajnka« geblieben, und die Scheußlichkeit des Klangs unterstrich in diesem Haus die Scheußlichkeit ihrer Bewohner; die Friedhofstraße wurde ausschließlich von früheren, heutigen oder künftigen Totengräbern mit ihren Familien bewohnt, nach Meinung der Eltern des alten K. war die Sztajnka eine Straße von Alkoholikern, Habenichtsen und Banditen, die sich um so fruchtbarer paarten und um so erbitterter vermehrten, je

kümmerlicher das Dasein war, das sie fristen mußten, und je mehr die Hoffnungslosigkeit auf sie herabkam. Die Mutter des alten K. warf nämlich nicht einmal einen Blick auf die Tür von »denen unten«, sie verbot das auch ihren Kindern, aber die konnten es sich nicht verkneifen, das neue Türschild zu bemerken und festzustellen, daß »die von unten« so einen ulkigen Namen haben. Spodniak hießen sie, die Spodniaks, he, he, fast wie Unterhosen auf schlesisch, der Vater des alten K. stellte auch verwundert fest, daß der Name der Nachbarn nicht das unreine »a« hatte, es bot sich so an, das »a« zu unreinigen bei Leuten, die aus einem seit ewigen Zeiten schlesischen, proletarischen Viertel hergezogen waren, bot sich so an, dieses »a« zu proletarisieren.

Herr und Frau Spodniak hatten sich im Totengräbermilieu nicht lange halten können. Herr Spodniak als ortsfremdes Element ertrug all jenen Ärger nicht, für den die angestammten Bewohner der vormaligen Steinstraße sorgten; als *Reingeschmeckter* mit Perspektive wurde er von allen Nachbarn leidenschaftlich gehaßt, seine Perspektive wiederum zeichnete sich ab aufgrund seiner Beschäftigung in der Zeche, für die er sich glücklich schätzte und der er treu blieb Nacht für Nacht, denn Tagschichten bot man ihm nicht an. Als *Reingeschmeckter* mußte er sich daher mit den gutbezahlten Nachtschichten begnügen, dank deren die Bewohner der Friedhofstraße ihren Haß auf Herrn Spodniak kaum aktiv bekennen konnten, wenn er bei Tag seine Schichten ausschloß, wenn er zu normalen Zeiten nicht auf der Straße erschien, wenn er nach der Arbeit nicht in der Kneipe saß. Dafür hatte sich Frau Spodniak doppelte Verdammung eingehandelt: einmal dafür, daß sie ihre Unschuld für einen *Reingeschmeckten* bewahrt hatte, obwohl über Jahre mit Totengräberanmut nach

dieser Unschuld getrachtet wurde, obwohl sie verprügelt nach Hause kam, im zerfetzten Kleid. Sie kratzte, sie zerrte an den Haaren, sie spuckte ihnen diese ihre Unschuld in die Augen; das Kleid flickte ihr die Mutter, und die blauen Flecken dienten wenigstens ein paar Tage als Schutzwall, denn sogar den Ältesten der Totengräbersippen ging das schon ans Herz. Und endgültig haßten die Halunken aus der Sztajnika Frau Spodniak dafür, daß sie sich unterstanden hatte, einen *Reingeschmeckten* zu heiraten, schlimmer noch, einen *reingeschmeckten* Bergmann, den sie verborgen hielt wie die Unschuld in der Mädchenzeit, den man bei Tag nicht sah, auf den man nicht einmal losgehen konnte, wenn er müde von der Schicht kam, dem man nicht mal die Zähne ausschlagen konnte, denn wer hätte dafür im Morgengrauen aufstehen wollen. Selbst als Herr Spodniak sich in der Zeche schon etwas eingefunden, sich verschlesierte hatte, denn sein Herz war ganz ohne Arg, selbst als man ihm schon für den halben Monat die Tagschicht angeboten hatte, wählte er freiwillig die Nachtschicht, um schneller zu verdienen, schneller zu sparen, schneller von der Friedhofstraße wegziehen zu können. Solange kam Herr Spodniak im Morgengrauen nach Hause, ging, ohne seine Frau zu wecken, ins Bad, zog sich aus, ließ heißes Wasser ein, und während es in die Wanne lief, schaute er in die Küche, wo auf dem Tisch ein Zettel mit den von Frau Spodniak aufgelisteten Einbußen des Tages lag, und »sie homn die Schüppa schmüssen, doß die Bliemel runterfolla sind, zick Fenstar und Blumentopp ob«, und daß die Tür gestrichen werden müsse, denn »die homn die verfluchten Kerla zerkrotzt, mütm Messer oder wos«, jedesmal aber bat Frau Spodniak zu diesem Abzählreim: »Ober zähl gut nach, ob noch viel fehlt zum Umzug, long holt ich nämlich das nimma aus«, dann nahm er den Zettel mit ins

Bad, und noch in der Wanne las, zählte, rechnete er und schlief ein. Also weckte Frau Spodniak ihren Mann jeden Tag, indem sie das Wasser aus der Wanne ließ, half ihm ins Bett, das von ihr noch warm war, zog die Vorhänge zu und ging aus dem Zimmer.

Schließlich hatte Herr Spodniak soviel beisammen, daß sie die Wohnung in der Friedhofstraße verkaufen und zum Gelegenheitspreis eine neue kaufen konnten, im Parterre dieses Hauses, was für ein Zufall ... Und als das vollbracht war, als Herr Spodniak das Ziel seines Lebens erlangt und sich und seiner Gemahlin eine Existenz frei vom Alptraum der Sztajnika-Siedler gesichert hatte, schwängerte er vor Freude Frau Spodniak und ergab sich guten Gewissens dem Laster der Trunksucht.

Über die Parterrebewohner wurde in diesem Haus nicht gesprochen, alle K.s lebten in der unabänderlichen Gewißheit, ein ganzes Haus zu besitzen, sie behandelten die Wohnung unten als Leerstand und gingen an den Nachbarn vorbei, ohne den Blick auch nur flüchtig auf ihnen ruhen zu lassen. Die Mutter des alten K. brachte ihren Kindern bei:

»So sind die Zeiten, daß die Aristokratie Tür an Tür mit dem Pöbel wohnen muß, aber das wird sich alles ändern.«

»Weiß Gott wann«, warf der Vater des alten K. bissig ein.

»O ja, Gott weiß, wer wir sind, er wird uns all das lohnen«, schloß die Mutter des alten K.

Man behandelte die Spodniaks wie Luft und nahm das Verhältnis der Stockwerke als klare Metapher für die gesellschaftliche Hierarchie.

»Mit unten werdet ihr euch nicht abgeben, nur über meine Leiche«, pflegte die Mutter des alten K. zu sagen.

Indessen wurde Herr Spodniak von Schlaflosigkeit geplagt, und so beschloß er seine Rückkehr zur Nachtschicht.

Mit Ausnahme der Feiertage freute er sich des häuslichen Lebens für einige Nachmittagsstunden, vom Mittag- bis zum Abendbrot saß er in seiner Ecke in der Küche und betrachtete still die Fortschritte seines Sohnes im Erringen der Zweibeinigkeit; da saß er bei einer Flasche Wodka, ohne die er schon nicht mehr über die Welt staunen konnte, ohne die er die Heimtücke des Schicksals nicht begreifen konnte, das die Bitten um weniger böse Nachbarn so großzügig erhört hatte. Familie K. war sich des Glücks nicht mal bewußt, das ihr unablässig hold war, denn Herr Spodniak war dank seines sanftmütigen Charakters ein sogenannter introvertierter Alkoholiker. Obwohl er konsequent einen halben Liter Wodka täglich trank, tat er das für sich, in der Abgeschiedenheit des häuslichen Herds, ohne die Stimme gegen seine Frau zu erheben, wozu sie ihm auch keinen Anlaß gab, sie wußte, daß er nicht aufhören würde zu trinken, ehe er es beschlossen hätte (sie wollte nicht wissen, daß er beschlossen hatte, nicht aufzuhören). Mit den Jahren wurde seine Stimme immer schwächer, die Augen immer glupschiger, immer unverständiger, aber unverändert frei von Aggression, voller Bejahung dieser Welt, die ihm diese Behaglichkeit eines eigenen Platzes gab, die vielleicht frühere Spodniak-Generationen nie gekannt hatten, eines Platzes in der Küche, vor der Flasche, eines Platzes, von dem er das tägliche Wirtschaften seiner Frau und die Spiele des Sohnes verfolgen konnte. Als aber der Sohn der Küche entwachsen war und Herr Spodniak, der Gnade des in dieser Branche frühen Ruhestands teilhaftig, nicht mehr in die Zeche einfahren mußte, stellte er seinen Stuhl ans Fenster, erhöhte die Tagesration auf anderthalb Flaschen und schaute den Baum an. Denn genau vor diesem Fenster verstellte den Blick auf die Welt eine imposante Eiche, gepflanzt vom Vater des al-

ten K., dem Erbauer dieses Hauses (der Vater des alten K. behauptete, bei jedem Haus müsse ein ihm gleichaltriger Baum wachsen, um daran zu erinnern, daß das Haus altere). Jeden Tag also blickte Herr Spodniak aus seiner Ecke auf die Eiche, beobachtete die quirligen Spatzen im Astwerk, die trägen Tauben, schaute und lauschte. Und Herrn Spodniak schien, daß in dieser Stadt selbst die Tauben seine Lieblingsmannschaft anfeuerten, als er die Tagesdosis Alkohol um ein Bier erhöhte, denn seine Frau war nach Jahren der verlängerten Mutterschaft hinter die Theke des Lebensmittelladens zurückgekehrt (»Loß dia den Wodka, Kerla, ich Brüng dia Bier«). Als er also diese Dosis erhöht hatte, hörte er deutlich, daß die Tauben »Blau-e, blau-e« skandierten, aber das paßte den frechen Saatkrähen nicht, die sich breitmachten und die Tauben, die Spatzen und sogar die Meisen verjagten, Herrn Spodniak taten besonders die Meisen leid, im Winter, wenn sie so wehrlos wirkten. Im Winter beschloß Herr Spodniak die Dosis auf einen halben Liter Wodka und einen Liter Bier am Tag zu erhöhen, und als er dies in die Tat umgesetzt hatte, erkannte er eines Tages, daß es Zeit war, loszugehen und alle Saatkrähen aus der Stadt zu verjagen – sollten sie dahin zurückfliegen, woher sie gekommen waren; an diesem Tag fühlte sich Herr Spodniak in der Stadt endgültig heimisch, er hatte längst vergessen, daß er einmal ein *Reingeschmeckter* war, ging die Saatkrähen verjagen und kam zur Nacht nicht zurück. Frau Spodniak rannte trotz des klirrenden Frosts zur Zeche, um zu prüfen, ob er sich nicht vertan, ob er nicht Sehnsucht nach der Arbeit bekommen hatte; Frau Spodniak fragte, suchte, faßte sich an den Kopf, »ohne Mitza issa los bei der Kälta«; der Spodniak-Sohn beteiligte sich auch an der Suche, das aufsehenerregende Verschwinden seines Vaters rüttelte seine Spielkameraden vom Hof auf, trotz des

Schneetreibens hatten sie ihren Spaß, sie rannten durch die Schneewehen und riefen, aber nichts, nichts. Am Morgen, auf dem Rückweg von der Suche, stieß Frau Spodniak im Park auf ihren Mann, die Meisen fraßen ihm aus der steifen Hand Speck.

Frau Spodniak hat ihren Mann wohl laut und lange beweint, denn die Mutter des alten K. entschloß sich damals zum ersten und letzten Mal im Leben, die Mauer des nachbarlichen Schweigens zu durchbrechen, sie stieg die Treppe hinab, schlug mit dem Stock an die Tür und rief:

»Ist es hier bald still!!!«

Bis es still war.

Der Vater des alten K. pflegte zu sagen, er werde sterben, wenn seine Eiche das Dach erreiche; er sagte, bis dahin würden viele Jahre vergehen, und er wollte, daß seine Kinder dann eigene Kinder hätten und nach seinem Tod den Baum fällten, aus dem Holz einen Sarg bauten und ihn darin begruben. Leider überwuchs der Baum das Haus nach dreißig Jahren, doch weder der alte K. noch seine Geschwister dachten an Ehe, ihre Mutter aber versank unbeirrt in eine Demenz. Sie vertrieb alle Freundinnen ihrer Söhne mit Wasser, das sie aus dem Fenster goß; und die Tochter bewachte sie so streng, daß niemand begossen werden mußte. Der Nachbarin Spodniak, die nach dem Auszug des erwachsenen Sohnes das hochmelancholische Dasein einer einsamen Rentnerin führte, legte sie Hundescheiße auf die Fußmatte; sie zog mottenzerfressene Kleider und Vorkriegspelze aus dem Schrank, setzte verschossene Hüte auf und spazierte, auf einen Spazierstock gestützt, durch die Stadt; jeden Tag schrie sie sich die Seele aus dem Leib und übertönte die parallel vom Grammophon gespielten Opernarien. Unablässig predigte sie ihren Söhnen, sie sollten an ihre Herkunft denken, dürften sich keine Mesalliance erlauben, müßten den ihnen gemäßen Umgang suchen.

Vor ihrer Heirat hatte die Mutter des alten K. das etwas freudlose Dasein einer von fünf Töchtern eines Kesselheizers gefristet, welcher seinerseits, als Witwer, um die vielköpfige Familie zu unterhalten, achtzehn Stunden am Tag an fünf verschiedenen Stellen arbeitete und deshalb nur zum sonntäglichen Mittagessen nach Hause kam. Seine Hände waren

so hart, daß seine Kinder, wenn er sie drückte, blaue Flecken zurückbehielten. Er liebte seine Töchter grenzenlos, jeder einzelnen widmete er einen eigenen Kessel, jede Schaufelbewegung war ein konkretes Opfer, der Mutter des alten K. fiel ausgerechnet das Krankenhauskrematorium zu, und so dachte er an sie, wenn er alte Verbände, blutige Bündel und amputierte Glieder ins Feuer schaufelte, die niemand zum Andenken aufheben wollte. Kaum daß eines der Mädchen Brüste und Hüften bekam, lud der Vater zum sonntäglichen Mittagessen einen der Söhne seiner Heizer-Bekannten ein, zufrieden betrachtete er das Spiel von Blicken und roten Wangen, worauf er erleichtert den ersten Spaziergang zu zweit absegnete, und den trennte gewöhnlich nur kurze Zeit vom endgültigen Segen.

Irgendwann verlor der Vater den Überblick über das Alter seiner Lieben, zu viel Sammlung kostete ihn das Addieren der abgearbeiteten Stunden und ihr Umrechnen in Geld, das gewöhnlich doch nicht reichte; und so stellte er, nach nur flüchtigem Abschätzen ihrer weiblichen Attribute, der Töchter Heiratsalter fest. Die Mutter des alten K. umschnürte sich deshalb die nach Leben und Liebkosung drängenden Brüste und ging immer im selben, ungeschickten Kleid, um bloß den Tag des Jüngsten Gerichts hinauszuschieben, als aber sie an die Reihe kam, raffte sich der Vater, vom langen Reifungsprozeß seiner Tochter beunruhigt und nachdem er Gott vorsorglich um Vergebung gebeten hatte, zu einer kleinen Untersuchung auf, durchs Badezimmerschlüsselloch gewährte er die vergeudeten, eifrig verborgenen Formen und erklärte:

»Sonntog kommta Sohn vom Helmut zum Essen, moi-nem Kollega von da Orbait.«

Und noch:

»Tochta, moch a guta Rindssupp.«

Die Mutter des alten K., der sechs Tage von Vatersorge freie Bedenkzeit blieben, nahm in der Stube die Vorhänge von den Fenstern, nähte sich ein Kleid und begab sich Samstag nacht mit einem festen Vorsatz zum Tanzvergnügen. Sie interessierte sich nicht für die couragierten Jungen, die zum Tanz aufforderten, die anbädelnden, ermunternden, ihr Augenmerk galt den Stühlen an der Wand, auf denen sich in Schüchternheit befangene junge Melancholiker wanden, die mit hungrigen Blicken die auf dem Parkett wogenden Kleider, die in Reigen und Drehungen blinkenden bloßen Beinchen, die im Verneigen die Geheimnisse halbrunder Schatten lüftenden Dekolletés umstrichen; diese jungen Kerle, gepeinigt vom Laster der Onanie, leerten den nächsten Schoppen zur Ermutigung und Koordination der Sinne, was solls, wenn sie noch immer nicht in der Lage waren, sich von ihren Sitzen loszureißen und eines der Fräuleins, das häßlichste wenigstens für den Anfang, zum Tanz aufzufordern? Sie verloren sich also der Reihe nach in alkoholischen Träumen oder widmeten sich Gesprächen innerhalb des eigenen Geschlechts, bemüht, ihre Komplexe gemeinsam erträglich zu machen. Die Mutter des alten K. suchte sich schließlich einen Jungen aus, der trotz seiner unerschütterlichen Stellung an der Wand weder zum Glas noch zum Gespräch Zuflucht nahm; einen Jungen, der vollkommen einsam mit nüchternem, ausdrucksvollem Blick die tanzenden Paare ansah und auch die gerade nicht zum Tanz entführten Mädchen; mit einem Blick, der um Erbarmen flehte, denn obwohl der Junge edle Proportionen besaß, litt er an dem Gebrechen der absoluten Unauffälligkeit; er gehörte zu denen, über die wir auf der Straße stolpern und selbst dann noch nicht sehen, wenn sie sich umdrehen und brüllen, man

könne sich wenigstens entschuldigen. Dem Jungen stand die Chronik der Liebesdebakel ins Gesicht geschrieben, was ihm einen wildentschlossenen Ausdruck gab; es war gerade so, als würde er sich augenblicklich zum Gewaltakt eines sofortigen Antrags an die wohl am wenigsten anspruchsvolle Frau entschließen und bis ans Ende seiner Tage in einer tragischen Ehe steckenbleiben (denn daß er zu denen gehörte, die sich eben nicht scheiden lassen, sah man auch auf den ersten Blick). So kam die Mutter des alten K. dem unbewachten Schritt des Jungen zuvor und suchte sich, indem sie ihn persönlich zum Tanz aufforderte, selbst einen Mann.